

Antiquaria-Preis 2021

Lob und Dank

Rede auf Olaf Wegewitz
zur Verleihung des Antiquaria-Preises 2021

Ingo Schulze

Es selbst in die Hand nehmen

Über Olaf Wegewitz
und die Entstehung seiner Bücher
als Forschungsreisen

Buchkultur e. V. Stuttgart

»nichts was du tust muß ewig i. d. welt stehn/aber es bereichert sie eine zeitlang! m g.«, geschrieben mit Bleistift auf einem losen Blatt, das zwischen zwei Büchern lag, ein Zufallsfund. Was »m g.« bedeutet, weiß ich nicht. »mit Gruß?« Unter der Schrift ein länglicher rostbrauner Pinselstrich, daneben ein kürzerer, kommaartiger. Beiden ist der Schwung anzusehen, mit dem der Pinsel geführt wurde. Sie wirken wie Stenografie oder fernöstliche Schrift. Oder wurde einfach nur der Pinsel abgestrichen? Darunter in derselben Handschrift: »die welt: ein gewölbe das hält durch die verschränkung von altem/kann löchrig werden«. Falsch! Ich habe mich verlesen, es muss gewebe statt gewölbe heißen und allem statt altem. Wie schnell sich das imaginierte Bild ändert: Die Welt, ein Gewebe, das hält durch die Verschränkung von allem – kann löchrig werden. Ist das ein Notizblatt? Eine Übung, mit der linken Hand zu schreiben? Oder eine Vorarbeit für ein Buch? War es indiskret, das zu lesen? Ich lege das Blatt neben den kleinen Stapel von Büchern, die ich mir ansehen will.

Es ist ein verhangener Vormittag Ende November, noch vor dem ersten Schnee, der hier in Huy-Neinstedt, dem Dorf im Westen des kleinen Höhenzugs namens Huy im nördlichen Harzvorland, noch eher zu erwarten ist als in Berlin. Schon lange kenne ich dieses Haus und diesen Raum, die Tischplatte ist aus Glas, die geweißten, unebenen Fachwerkwände sollen seit vierhundert Jahren an dieser Stelle stehen,

immer wieder ausgebessert. Die linke Hälfte des Raumes ist durch eine Stufe podestartig erhöht, wie geschaffen dafür, große, sehr große Bücher darauf zu legen und darin zu blättern. Das kleine Fenster in der dicken Wand dahinter geht auf den Kirchhof und den Eingang der Dorfkirche. Durch das andere Fenster rechts von mir sehe ich auf den von drei Seiten umbauten Hof am Kirchberg Nummer eins. Neu aber sind die breiten hellen Dielen, gesägt aus einer Eiche des Huy. Sie lenken mich immer wieder ab, so schön sind sie. Es gibt eine längere Geschichte dazu, wie das Holz hier landete, Nachbarschaftshilfe könnte man das lapidar nennen.

Grüßt du Mitgeborene ist der Titel des Buches vor mir auf dem Tisch, ein überlängtes Hochformat von sechzig mal dreiundzwanzig Zentimetern.

»Der Gruß als Aufmerksamkeit den Mitlebenden, allen auch den Pflanzen gegenüber«, sagt Olaf Wegewitz. »Die meisten Lebewesen werden ja geboren.«

Der Einband des Buches ist aus Papyrus, den zu ertasten meine Hände nicht genug bekommen können. Dieses haptische Ereignis scheint aus ihnen selbständige Wesen zu machen, die das Buch aufnehmen wollen. Für einen Moment wiege ich es wie einen großen Brotlaib in den Armen.

Das Buch handelt, so könnte man sagen, von nichts weiter als von den Pflanzen, die sich im Hof des kleinen Anwesens finden, das Olaf und Ingrid Wegewitz seit Anfang der achtziger Jahre Schritt für Schritt wiederhergestellt und bewohnbar gemacht haben. Aber diese Pflanzen, die gemeinhin als Unkraut behandelt werden, erfahren hier eine Huld-

gung, wie sie schöner nicht sein könnte. Allein der Papyrus-Einband erhöht die sonst unbeachteten oder missachteten Pflanzen durch den Verweis aufs alte Ägypten und stellt sie damit in eine Genealogie. Der Papyrus lieferte das Material, um Wissen auszubilden und festzuhalten, er steht damit zeichenhaft für den Beginn unserer Zivilisation. Die erste Seite des Buchs füllt eine Malerei, ein Pflanzenporträt, zwischen Abstraktion und Gegenständlichkeit, aufgetragen auf einem kaschierten Papier – in diesem Fall sind Seidenpapier und Japanpapier mit Zell-Leim verklebt –, das fest, leicht und beweglich ist und eine reliefhafte Oberfläche hat. Ihm folgt ein starkes Büttenpapier. Darauf ein handschriftlicher Text, halb wissenschaftliche Beschreibung des Hungerblümchens, halb ein Hymnus auf die Blume selbst von einem, der sie lange betrachtet haben muss, der sie bewundert und lobpreist. Obwohl mir die große, regelmäßige und bogenreiche Handschrift von Olaf Wegewitz durch seine Briefe vertraut ist, muss ich mich erst einlesen. Oft sind Wörter ineinandergeschoben, sie überlagern sich. Und dann, ich weiß nicht, warum mich das überrascht, auf der nächsten Seite, wie eine Cent-Münze auf einem großen Handteller, das Hungerblümchen in einem überdimensionierten Herbarium, direkt über den Falz geklebt, aber unbeschädigt und vollkommen, filigraner als das meisterlichste Stück Spitze. Erst beim zweiten Hinsehen merke ich: Es ist gar nicht die Pflanze selbst, es ist ihre Abbildung, hergestellt durch einen »Naturselfdruck«. Das Blatt wird zart vorgetrocknet, erklärt Olaf Wegewitz, dann vorsichtig mit Ölfarbe

eingestrichen, die aber eher trocken als nass sein sollte, um zwischen zwei Blätter gepresst zu werden. Das so entstandene Abbild des Hungerblümchen wirkt auf den großen Seiten majestätisch und verloren zugleich. Ich blättere weiter. Um das Buch tatsächlich zu lesen, um mich ihm angemessen zu widmen, um etwas über die Beschaffenheit der jeweiligen Pflanze, ihre besonderen Eigenschaften und vor allem ihre Schönheit zu erfahren und mit allen Sinnen, die Seiten duften noch, aufzunehmen, wäre ein Tag zu wenig. Ich blättere weiter zum Wegerich, zur Kratzdistel, zum Schellenkepp, mir bekannt unter dem Namen Löwenzahn.

Ich kenne kein Buch von Wegewitz, das einen nicht dazu bringt, beim Umblättern der Seiten achtsam und behutsam zu werden. Wer eines seiner Bücher ergründet, wird an sich selbst – ohne dass es einem sofort bewusst werden würde – Bewegungen wahrnehmen, die etwas von der Klarheit liturgischer Gesten haben. Nie lässt sich sagen, was einen nach dem Umblättern erwartet, was wir auf den folgenden Seiten zu sehen, zu lesen, zu spüren, zu riechen bekommen. Es gibt viele Bücher von Wegewitz, bei denen sich beim Aufblättern ein Gebilde erhebt oder sich etwas entfalten oder aufklappen lässt, sei es ein Leporello oder eine Zeichnung. Nach dem Staunen und Bewundern folgt die Aufgabe, es selbst wieder in sich zusammenzulegen oder zu falten, auf dass auch die nächsten Leser und Betrachter der Entstehung des Raums aus der Fläche teilhaftig werden können.

Wegewitz scheint mit jedem Buch das Buch neu zu erfinden. Als Leser ergeht es mir dabei wie jenem

Pavlo in Franz Fühmanns Erzählung *Pavlos Papierbuch*, der bisher glaubte, die elektronischen Medien seien die einzigen. Und nun erkundet er zum ersten Mal in seinem Leben ein Papierbuch.

»Grüßt Du Mitgeborene« – das fällt mir erst auf, als Olaf Wegewitz es ausspricht – ist eigentlich eine Frage, auch wenn das Fragezeichen fehlt. Es zu setzen, wäre für ihn schon zu insistierend. Das Buch, das die »Mitgeborenen« überhaupt erst einmal als solche anspricht und dadurch als mitgeboren entdeckt, vollzieht den Gruß. Wer es in die Hand nimmt, kann ihn nachvollziehen und als Frage von nun an mit sich tragen.

»Grüßt Du Mitgeborene« erinnert mich von den Büchern in meiner kleinen Wegewitz-Sammlung vor allem an *Das Erbauungsbuch der Anna Ebin*. Die Nonne Anna Ebin, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Pröpstin eines Klosters nahe Nürnberg war, schrieb, sammelte, kopierte und verbreitete mystische und erbauliche Schriften. Aus einer nach Wolfenbüttel gelangten Handschrift schrieb Wegewitz ihre Verse ab, übersetzte oder ergänzte sie, wenn sie fragmentarisch geblieben waren, indem er ihre Gedanken und Formulierungen aufnahm und weiterführte, tat er nichts anderes, als was Anna Ebin ihrerseits mit den damals zwischen den Klöstern kursierenden Schriften praktiziert hatte.

Das Buch ist klein und leicht, aber es steckt in einem schweren gusseisernen Schubert, so als müsste die Zartheit der aus Handschriften entzifferten Verse geschützt und zugleich so fest und unverrückbar in die Welt gestellt werden, dass niemand sie mehr dar-

aus verbannen kann. An den verflochtenen Bindefäden, die wie filigrane Kordeln aus dem Buchrücken kommen, lässt sich die alte neue Erbauungsschrift mühelos herausziehen.

Als nächstes liegt für mich bereit: *Kosmische vision in eile notiert*. Das Buch hebt an mit der Zeile: »Wolken, Sitzplatz der Engel im Weiß«.

Olaf Wegewitz hat bis heute etwa 180 Bücher – und nun fehlt das richtige Verb – geschaffen, hergestellt, gemacht, kreierte, erdacht, erfunden, gefertigt, aufgeführt. Da das letzte verbindliche Verzeichnis seiner Bucharbeiten – es zählte 83 Werke – von 1995 stammt, weiß der Künstler die genaue Zahl selbst nicht genau. Manche Arbeiten sind Unikate, manche gibt es in dreistelliger Auflage, auch wenn dabei kein Exemplar dem anderen gleicht.

Das erste ist von 1969/1976 datiert. Es ist das alte Herbarium seiner ersten Frau Brigitte, das er 1976 zu einem Buch band und auf die dabei entstandenen freien Seiten zeichnete. Das zweite Buch entsteht 1979, doch erst 1980 setzt die stetige Bucharbeit ein. Von nun an wird kein Jahr mehr vergehen, ohne dass ein oder mehrere Bücher entstehen.

1982, während sich Ingund und Olaf Wegewitz in Huy-Neinstedt ansiedeln, entsteht *Das große Buch vom Nestbau*. Der Kunsthistoriker Andreas Hüneke, ein Wegbegleiter des Künstlers schon aus frühen Tagen, beschreibt es so: »Die Klappdeckel des Buches, aus über ein Rutengestell kaschiertem Seidenpapier, rascheln beim Umlegen von den eingefüllten Reis-

körnern, wie die ›Regenmacher‹ der Naturvölker. Die Knickstellen sind mit Leinen verstärkt. Am Rücken halten gespaltene Gerten die Blätter mit Bändern, die durch eine alte Latte geführt werden. Die Blätter selbst bestehen aus verschiedenen, zum Teil übereinanderkaschierten Papieren, sind unterschiedlich groß und auf verschiedene Weise gefaltet, wellig von der Feuchtigkeit der Bemalung, faltig von sich aus.« Gerade in diesem Unterschied zur perfekten maschinellen Buchproduktion sieht Hüneke den Wert dieser Arbeiten. Aus jedem Detail spreche eine »unendliche Sorgfalt«, eine »Aufmerksamkeit für Unregelmäßigkeiten, die Perfektion des Unperfekten«.

Die drei folgenden Jahre widmet er vor allem seinem wohl bekanntesten Buch, *UNAUULUTU – Steinchen im Sand*, das 1985 nach mehrjähriger gemeinsamer Arbeit mit Frieder Heinze sowohl bei Reclam Leipzig wie in der Westberliner Galerie Dieter Brusberg veröffentlicht wurde. Die Auflage, ohne die Künstlerexemplare, beträgt 110 Exemplare, in die sich Reclam und Brusberg teilen.

1982 hatte Wegewitz im Völkerkunde-Museum in Leipzig die Reisetagebücher von Fritz Krause entdeckt, der im Auftrag der Stadt Leipzig 1908 zu einer Expedition nach Brasilien aufgebrochen war. Er hatte die Karaja besucht und sie mit Buntstiften in seine Tagebücher zeichnen lassen. Wegewitz erkannte das Besondere daran. Noch nie, so sagt er, habe bis dahin jemand die indigenen Völker selbst zeichnen lassen. Dieser Fund wird zum Ausgangspunkt eines der ungewöhnlichsten und größten Buchprojekte. Für ihn

war es ein Ansatz, »aus der DDR heraus Offenheit gegenüber anderen Kulturen zu proklamieren«. Dass sich der Reclam-Verlag Leipzig darauf einließ, mit zwei damals noch recht unbekanntem und konträr zum offiziellen Realismusbegriff stehenden jungen Künstlern dieses Vorhaben anzugehen, lag an der künstlerischen Leiterin der Verlage Friederike Pöndel und dem Verlagsleiter Hans Marquardt, der das Buch, so Wegewitz, unbedingt wollte und dessen Herstellung, für die zweihunderttausend Mark veranschlagt waren – ein damals noch exorbitanterer Betrag als heute –, souverän begleitete. Frieder Heinze und Olaf Wegewitz stehen damit in derselben Buchreihe, in der auch Gerhard Altenbourg und HAP Grieshaber veröffentlicht wurden.

In Rezensionen und Aufsätzen wird *UNAU LUTU* als »Wunderwerk« gepriesen, als »Hauptwerk buch-künstlerischen Schaffens« in der DDR.

2016 erschien von Hendrikje Hüneke die Monographie *Das Künstlerbuch UNAU LUTU – Zeugnisse indigener Völker als künstlerische Inspiration in der DDR*.

Bei Olaf Wegewitz scheint es mir unmöglich über seine Kunst zu sprechen, ohne dabei auf seine Lebensweise, ja Daseinsweise einzugehen.

Geboren 1949 in Schönebeck an der Elbe, aufgewachsen in Burgstädt bei Karl-Marx-Stadt/Chemnitz, beginnt er nach dem Abschluss der zehnten Klasse eine Lehre als Traktorenschlosser. Angestiftet von einem gleichaltrigen Freund Andreas Lindner, der sich selbst

als Philosoph bezeichnet, lesen die Teenager Marx, Engels, Lenin, Hegel und Kant. Ebenso fasziniert ihn das Segelfliegen. Doch wer fliegen will, muss beim Bau der Segler mit Hand anlegen. Neben der Lehre ist das eine frühe Schule des Konstruierens, Reparierens und Improvisierens. Der Siebzehnjährige will Pilot bei der »Interflug« werden. Doch der Weg dahin führt in der DDR nur über den Jagdflieger der NVA. Da es Wegewitz ablehnt, die familiären »Westkontakte« abzubrechen, wird er politisch-ideologisch unter Druck gesetzt. Ein dreijähriger Armeedienst erscheint ihm als möglicher Kompromiss. Die Erfahrungen dieser drei bitteren Jahre prägen und verändern ihn. Philosophie und Literatur, vor allem aber die Kunst werden zu seinem Halt und einer Gegenwelt.

1971, kaum dass er die Uniform los ist, bewirbt er sich an der Kunsthochschule in Dresden – und wird abgelehnt, was ihn in seinem Entschluss, Künstler zu werden, nur bestärkt. Dann eben auf eigene Faust! Er findet eine Bleibe in Leipzig, sein Geld verdient er als Plakatkleber, eine Arbeit, der er vor allem abends und nachts nachgeht. Da kommt er ungestörter und schneller voran, vor allem aber braucht er die Tage für seine Studien, für seine Aus- und Fortbildung. Bei Hans Schulze, dem Maler und Kunstpädagogen, nimmt er Privatunterricht. Von ihm lernt er verschiedene Maltechniken, das Anrühren von Farben, auch die Herstellung und Handhabung von Eitempera, Enkaustik und Gouache-Techniken. Als Gegenleistung steht er ihm Modell. Dass Hans Schulze auch ein guter Maler ist, wird ihm erst später bewusst. Zum Abschluss überreicht ihm sein Lehrer statt

eines Diploms wertvolle Malpigmente. Durch seine Schwester Edna, die am Völkerkunde-Museum arbeitet, lernt Wegewitz Gil Schlesinger kennen, der, als Jude im heutigen Tschechien geboren, in der Nazizeit gezwungen war, sich zu verstecken. Nach dem Krieg hatte er in Israel eine neue Heimat gesucht, war aber 1955 in den Osten Deutschlands übergesiedelt, weil er mithelfen wollte, dort den Sozialismus aufzubauen. Der achtzehn Jahre ältere Künstler wird zum Mentor und Freund von Wegewitz. Oft unterbricht er seine Plakatklebetouren, um im Atelier von Schlesinger Station zu machen. Auch Günther Huniat, ebenfalls Autodidakt, ist für ihn ein Anlauf- und Orientierungspunkt.

Den Lebensweg von Olaf Wegewitz bildet wohl am kongenialsten sein Text *Begegnungen* ab. Darin heißt es über jene Zeit: »Die Plakatankleber, Majakowski, Eisenstein, Rußland, die russische Kirche, Ikonostase; Wohnung mit Brigitte, das erste Kind Julita, der kleine König Schneidgras; Die Lehrer, Gil Schlesinger, ein gutes Bild ist Philosophie, Günther Huniat, Malen ist reine Poesie, Hans Schulze, das Gelehrtenzimmer, die Farbenlehre, Arnd Schultheiß, der Wert der Linie«.

Er lernt seine Generationsgefährten von der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst kennen, Frieder Heinze – mit dem ihn eine bis heute währende Zusammenarbeit verbinden wird –, Hans-Hendrik Grimmling, Lutz Dammbeck und andere. Auch der Schriftsteller Gert Neumann zählt zu jenen, mit denen er sich austauscht. Mehr als andere sucht Wegewitz immer wieder Gleichgesinnte, sei es für

gemeinsame Arbeiten oder gemeinsame Präsentationen. Eine Mitgliedschaft im Verband Bildender Künstler wird zuerst wegen »abseitiger Bildfindungen« abgelehnt, 1975 gibt es dann die Mehrheit von einer Stimme, die ihn zum Kandidaten des Verbandes werden lässt, für den 26-jährigen Olaf Wegewitz ist dies ein wichtiger Schritt. Erst durch die Mitgliedschaft wird es ihm möglich, wirklich freiberuflich zu arbeiten. Von nun kann er seine Grafik über den Staatlichen Kunsthandel verkaufen oder Aufträge für Illustrationen annehmen, die ihm unter anderen der katholische St. Benno-Verlag erteilt.

Die siebziger Jahre werden zu seiner Lehrzeit. Im Selbststudium eignet er sich in der Deutschen Bücherei ein profundes Wissen der Papierherstellung an. Durch seine Bekanntschaft mit dem Leiter des Botanischen Gartens Karl-Heinz Kaletta gelangt er an Materialien, etwa Papyrus, die eigentlich nicht zu haben sind. Er experimentiert viel, um beispielsweise Brennessel-, Hanf- oder Graspapiere herzustellen. Obwohl er nur über die eigene kleine Küche als Labor und Manufaktur verfügt, genießt er offenbar bald einen Ruf als Spezialist auf diesem Gebiet, ein Ruf, der ihm einige Jahre später den Besuch des jungen Gangolf Ulbricht bescheren wird, der bereits 2010 den Preis der Antiquaria für seine außerordentlichen Fähigkeiten als Papiermacher und Papierkünstler erhielt.

Ob es Farben oder Papiere sind, die Techniken des Bindens oder des Druckens, dabei insbesondere der Lichtdruck – in alles arbeitet er sich so tief ein, dass ihm Erfindungen glücken, die patentierfähig wären.

Eine allumfassende Neugierde scheint ihn anzutreiben. Er will wissen, woraus etwas besteht. Aus diesen Forschungen heraus beginnt sich Ende der siebziger Jahre für Wegewitz ein Weg abzuzeichnen, den er fortan unbeirrt weitergehen wird.

»Entscheidend war für mich, als ich dazu übergegangen bin, die Ausdrucksweise zu begreifen über das Material«, sagt er in einem Feature von Katrin Wenzel. Die Mitteilung, ganz gleich ob in Wörtern, Tönen, im Bild oder der Skulptur braucht ein Material. »Es geht gar nicht anders«, fährt er fort. »Und das war eigentlich der Moment, in dem ich gesagt habe: Jetzt hast du einen Ausgangspunkt gefunden, du drückst dich im Material aus. Und du hast alle Freiheiten, alles zu verwenden, was dort vorhanden ist, was da ist. Und was überhaupt schon je da gewesen war.«

Seine Forschungen, so stelle ich es mir vor, müssen ihn von der Kunst befreit haben, und zugleich für die Kunst frei gemacht haben. Der Drang zu wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält, und der Wunsch, sich im Material auszudrücken, führen ihn ins Offene. Sie führen ihn gleichermaßen zum Buch und zu den Pflanzen. Und es ist auch die Zeit, in der er seiner späteren Frau Ingund Marx begegnet. Die beiden führen seit nunmehr vierzig Jahren ein gemeinsames Leben. Sie wird nicht nur an allem Anteil nehmen, sondern auch an allem Anteil haben. Ingund Wegewitz, die gelernte Chemikerin, war es auch, die ihn in ein anderes Offenes führte, nämlich nach Huy-Neinstedt.

Weil sie in Halberstadt, wo sie eine Galerie des Staatlichen Kunsthandels leitete, keine Bleibe fand, wurde sie während eines Ausflugs auf ein verfallenes Haus auf dem Kirchberg im acht Kilometer entfernten Huy-Neinstedt aufmerksam. Gemeinsam beginnen sie, Raum um Raum bewohnbar zu machen. Die örtliche LPG spendiert Bad und Toilette, froh, dass sich jemand des Grundstücks annimmt. Das junge Paar begreift die bescheidene Bleibe nicht als Ersatz, nicht als Defizit im Vergleich zu einer urbanen Existenz. Für sie wird es auch zu einer Entscheidung für Unabhängigkeit, für Konzentration und Selbstbeschränkung, und damit für eine Lebensweise, die sich der dörflichen Nachbarschaft genauso aussetzt wie der Natur, der Landschaft und ihren Jahreszeiten.

Besuchern muten Wohnhaus, Atelier (Olaf Wegewitz nennt es Werkstatt) und der Garten selbst wie Kunstwerke an. Es entstand ein Ort für eine Familie mit zwei Kindern (die nun schon ausgezogen sind und auf eigenen Beinen stehen) und für Besucher. Seiner Kunst eröffnete das einen ganz neuen Raum.

»Ich habe damals für mich eine Methode entwickelt, draußen zu arbeiten«, sagt Wegewitz. »Ich bin mit dem Rad rumgefahren und habe zum Beispiel gesehen, dass man ganz viel Kirschbäume gefällt hatte und habe dann angefangen, diesen Bäumen ein Denkmal zu setzen, indem ich die Stämme, die abgeschnittenen Stämme, die noch übrig waren, frottiert habe – und habe dann Zeichnungen aus den Strukturen gemacht. Dadurch bin ich natürlich immer näher herangekommen an diese Belebtheit der Umgebung. Und habe gemerkt, wer da eben alles noch mit lebt.

Und so hat sich das von selbst ergeben, dass ich immer wieder neu versucht habe, das zu ergründen.«

»Grüßt du Mitgeborene«, möchte man am liebsten darauf antworten. Wer die Werke von Wolfgang Hilbig liest, insbesondere *Die Kunde von den Bäumen* oder *Alte Abdeckerei*, wird unübersehbare Analogien und Affinitäten zwischen dem Leben und Arbeiten von Olaf Wegewitz und den imaginierten Welten des Heizers aus Meuselwitz und Leipzig finden. Die beiden standen seit 1984 im Austausch miteinander.

Huy-Neinstedt war und ist keine Nische. Eher mutet es so an, als habe Wegewitz auf diese Situation zugearbeitet. Hier kann er loslegen – in alle Richtungen gleichzeitig.

»Es hat sich bewährt, dass ich das auch mit meinen eigenen Händen, in meinem Kopf bewerkstelligen will und kann, was ich vorhabe. Mich interessiert immer, wie der Körper beschaffen ist. Und was der selbst für ein inneres, eigenes Leben hat. Das kann man ja nur ergründen, wenn man sich dem nähert, möglichst da drinnen erst mal verschwindet für eine Weile. Und dann kriegt man das hin. Und dann merkt man, dass man das mit allem kann, was einmal auf der Welt ist und einem begegnet ... Man kann sich viel Anregungen holen, aus dem, was ist, was vorhanden ist. An Denken, an Geist. Und muss selbst immer was dazutun, letztendlich, und das kann man eben gut machen, wenn man selbst das in die Hand nimmt, wie man das so schön sagt ...«

»Mit den eigenen Händen« ist keine Floskel. Auch wenn es aus verschiedenen Gründen kaum anders machbar war und ist, als immer wieder selbst Hand

anzulegen, ist das »Selbermachen« eine bewusste Entscheidung. Um zu begreifen, ist das Ergreifen, sind die Hände unabdingbar. Hier liegt für mich ein Schlüssel, um die Vielgestaltigkeit und Zusammengehörigkeit seiner Arbeiten zu verstehen.

Bei seinen Streifzügen durch die Gegend findet er im West-Huy eine nach Süden gelegene verwilderte Obstwiese. Dort habe er sich sehr wohl gefühlt – gen Süden hat man den Brocken in seiner ganzen Größe vor sich. Wegewitz pachtet das Land, kümmert sich um die Bäume und beginnt, Bäume zu pflanzen – bis heute sind es 4.500. In den Wendewirren wird ihm das Land zum Kauf angeboten. Er kann es erwerben, weil er den Erlös aus ein paar Verkäufen in D-Mark zu jenen damals schwindelerregenden Kursen wieder in Ostmark umtauscht. In den nächsten Jahren kauft oder pachtet er dazu, der BUND steuert 12ha bei.

. Wer heute dieses auf 19 Hektar angewachsene Areal besucht, trifft auf eine Arche Noah inmitten riesiger Felder. Alles, was krecht und fleucht, scheint auf diesem Territorium Schutz und Nahrung zu finden. Im Sommer und Frühherbst ist Wegewitz vor allem Obstbauer und Gärtner. Ein Großteil der Ernte, die er mit Schubkarre und Fahrrad über einige Kilometer nach Hause transportiert, wird verkauft, wenn es die Möglichkeit dazu gibt. Um Subventionen als Biobauer zu erhalten, ist seine Obstplantage nach Einschätzung der Gutachter zu wild, mit anderen Worten, zu sehr Bio.

Diese 19 Hektar Refugium für Pflanzen und Tiere der Gesellschaft abgetrotzt zu haben, erscheint als

eine notwendige und naheliegende Aktion, die ohne irgendeinen künstlerischen Resonanzraum stattfindet und vielleicht gerade deshalb überzeugt. Von dem, was der Künstler nach Maßgabe seiner Möglichkeiten im Alltag praktiziert, ist es nur ein kleiner Schritt zur Kunst. Wenn er zum Beispiel mit Johanna Bartl und Wieland Krause einen Teil der Gewächshauskonstruktion der ehemals größten Anlage dieser Art in der DDR, die mit der Abwärme des Kraftwerks Vockeroode beheizt worden war, in den Skulpturengarten des Magdeburger Kunstmuseums, des romanischen Klosters »Unserer lieben Frauen« verpflanzt.

Der poetische Raum, den das Skulptur-Gewächshaus darstellte, ermöglichte den Luxus, ein Areal von circa 8 mal 25 Metern dem unmittelbaren menschlichen Einfluss zu entziehen, und gerade dadurch bewusst zu machen, wie sehr wir für unser Überleben auch auf unökonomisches, nicht der Effizienz und der Gewinnerwartung unterworfenes Denken und Handeln angewiesen sind. Der umzäunte Boden wurde zum Beobachtungsfeld, in dem man bewusst wahrnehmen konnte, wie sich Natur in all ihrer Vielfalt, Komplexität und in ihren Wechselwirkungen mit der Umgebung entwickelt. Je nach Blickwinkel bildete die Stahlkonstruktion Analogien zum gotischen Dom oder zum romanischen Kloster, es stand in Korrespondenz zu der keine hundert Meter entfernten Skulptur Mutter Erde von Fritz Cremer. Das Skulptur-Gewächshaus gab eine Antwort auf die Frage, was Kunst im öffentlichen Raum heute bedeutet und was sie an Problemen und Konflikten aufzugreifen vermag, ohne dabei tagesaktuell und agitatorisch zu

werden oder sich in Beliebigkeit zu verlieren. Dass nach sechs Jahren die Stadt Magdeburg diese Skulptur nicht mehr ertrug und abräumen ließ zugunsten eines Baustellenlagerplatzes, kann auch als ein Beweis für die Notwendigkeit dieser Kunst interpretiert werden.

Eine andere größere Unternehmung ist der Kunstverein Röderhof, allein über ihn und seine Stipendiaten ließe sich eine Rede halten. Die Anfänge reichen ins Jahr 1987 zurück. Das Stipendiatenprogramm begann bereits 1990 und wurde ohne Unterbrechung bis heute fortgesetzt. Zurzeit sind es im Jahr sechs Stipendiatinnen und Stipendiaten, anfänglich waren es sogar neun. Die Hauptlast liegt auf den Schultern von Ingund und Olaf Wegewitz. Ich selbst verdanke dem Kunstverein Röderhof viel. Noch vor meiner ersten Publikation brachte Olaf Wegewitz ein Buch heraus, das meine Fax-Briefe aus St. Petersburg an Helmar Penndorf – der bis zu seinem Tod 1993 auch der Leiter der Graphischen Sammlung des Lindenau-Museums gewesen war –, und dessen Zeichnungen, die er mir als Antwort schickte, vereinte. *Von Nasen, Faxen und Ariane-fäden* war das Begleitbuch zur Gedächtnisausstellung für Helmar Penndorf im Kunstverein Röderhof. Katharina Wagenbach hat den Band im Jahr 2000 noch einmal in der Friedenauer Presse verlegt. Zudem hatte ich das Glück, im Sommer 1995 Stipendiat zu werden – mein erstes Stipendium überhaupt. Zwischen Halberstadt, Röderhof und Huy-Neinstedt fand ich, ermuntert und beköstigt von Familie Wegewitz, den Anfang für mein zweites Buch *Simple Storys*.

Kennengelernt habe ich Olaf Wegewitz als Künstler im Sommer 1990 durch die Ausstellung »Herbstzeitlose« (gemeinsam mit Frieder Heinze) im Lindenu-Museum Altenburg, persönlich dann etwas später dank Jutta und Helmar Penndorf, die das Museum schon seit Anfang der achtziger Jahre den Künstlerinnen und Künstlern ihrer Generation geöffnet hatten. So kam es unter anderem zu etlichen thematischen Ausstellungen, an denen sich Olaf Wegewitz beteiligen konnte, so zum Beispiel »Salut Chlebnikow« zum russisch-sowjetischen Futurismus oder zum Thema »Robinson«. Später setzte sich diese Zusammenarbeit in sehr unterschiedlichen Arbeiten fort. Eine galt dem in Altenburg beheimateten Sprachwissenschaftler Hans Conon von der Gabelentz, der sich größte Verdienste um die Erforschung insbesondere östlicher und fernöstlicher Sprachen erworben hatte, aber auch der Verfasser einer neuen kritischen Ausgabe der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas nebst Grammatik, griechisch-gotischem Wörterbuch und lateinischer Übersetzung gewesen war.

Eine andere Arbeit entstand anlässlich der Bundesgartenschau 2007, die sich mit den renaturierten Uranerzbergbau-Landschaften auseinandersetzte. Wegewitz entwarf und fertigte für eine Halde des ehemaligen Uran-Bergbaubetriebes Beerwalde bei Ronneburg gußeiserne Kegelspitzen und Inschriften für einen »Rundweg der Gedankengänge«.

Die Zahl der Installationen ließe sich lange fortsetzen. Wenigstens erwähnen möchte ich noch den »Denkort« in Halberstadt, der an die 1938 geplünderte und dann abgerissene Barocksynagoge unter dem

Titel: »und der Lebende nehme sich das zu Herzen ...« erinnert. Oder seine dem Wald im Huy und im Harz gewidmeten Projekte, Initiativen und Ausstellungen, mit denen er schon seit DDR-Zeiten auf den ruinösen Umgang mit unseren Wäldern aufmerksam zu machen und gegenzusteuern suchte. Und warum sollte das kleine Museum unerwähnt bleiben, das er der Gemeinde Huy-Neinstedt geschenkt hat, und das dem Kräutersammler Meutefin gewidmet ist – auch dazu ließe sich ein Buch in die Hände nehmen.

Immer wieder liegt mir der Begriff des »Gesamtkunstwerks« auf der Zunge. Zutreffender aber wäre, von einem nicht entfremdeten Leben zu sprechen, das durch die Arbeit mit den eigenen Händen, durch Nachdenken, Erforschen, Ausprobieren und Bewahren geprägt ist, vor allem aber durch die Selbstverständlichkeit und Freiheit, für andere zu arbeiten, sei es für die Familie, Nachbarn, Freunde, Stipendiaten, Unbekannte oder für die Pflanzen und Tiere. Dahinter steht keine Caritas, keine Barmherzigkeit, sondern ein Bewusstsein um die Zusammengehörigkeit aller Dinge. Das menschliche Angewiesensein aufeinander wie auf die Natur ist ihm selbstverständlich.

Seine Kunst erwächst aus einem Alltag, in dem sie keine privilegierte Stellung genießt. Sie ist von den Jahreszeiten genauso abhängig wie von Erfordernissen, die der Alltag mit sich bringt. Die Kunst ist ein Teil seiner Daseinsweise, einer souveränen und verletzbaren Existenz in zwei deutschen Staaten, die den sich wandelnden Zwängen immer mit einem eigenen Entwurf von Arbeit, von Zusammenleben, von Hier-

bleiben, von Zivilisation und Natur gegenübergetreten ist. Dabei ist Olaf Wegewitz und seine Kunst selbstredend immer politisch gewesen.

1979 antwortete er auf einen Artikel des Leipziger Professors für Theorie der bildenden Kunst Karl Max Kober, der Künstler wie ihn als »Nichtrealisten« und damit als bürgerlich und letztlich konterrevolutionär angegriffen hatte, mit einem Brief und einem Artikel, der später in der Zeitschrift *Bildende Kunst* erschien. Darin heißt es: »Auch betrachte ich mich weder als Ordnungshüter noch als Angestellter der Gesellschaft. Jeder ist in eine Gesellschaft hineingeboren, auch der Künstler, und sein Angebot ist seine künstlerische Äußerung. Es sind Sehnsüchte, Erwartungen, die Lebenshaltung in seiner Zeit.«

1981 lehnt Olaf Wegewitz die Einberufung zum Reservedienst in der NVA ab. Daraufhin wird ihm mit Militärgefängnis gedroht, doch er lässt sich nicht einschüchtern. Der Rechtsanwalt Wolfgang Schnur, der im März 1990 zu trauriger Berühmtheit gelangen wird, unterstützt ihn. Das nimmt Ingund und Olaf Wegewitz die Angst. 1980 und 1981 werden in Halle und Merseburg bereits aufgebaute gemeinsame Ausstellungen von ihm und Hans-Hendrik Grimmling geschlossen.

1984 war er einer von sechs Künstlern, die den 1. Leipziger Herbstsalon veranstalten, die erste unabhängige Kunstaussstellung in der DDR, die zwar wiederum als konterrevolutionär verdammt (oder geadelt) worden war, aber geöffnet blieb, etwa zehntausend Besucher zählte und zahlreiche öffentliche und nichtöffentliche Diskussionen zur Folge hatte.

Während der Ausstellung arbeiteten Frieder Heinze und Olaf Wegewitz öffentlich an Grafiken für *unaututu*. Zur Präsentation nach Westberlin ließ man die Künstler aber nicht fahren. Für ihn war die Ausreise wichtiger Weggefährten und Künstlerfreunde, die sich in ihrer Arbeit durch den Staat zu sehr beeinträchtigt sahen, ein schmerzlicher Verlust. 1980 zog Gil Schlesinger nach München. Auch drei Kollegenfreunde des Leipziger Herbstsalons gehen. Er selbst blieb in dem Bewusstsein, gebraucht zu werden, sowohl von seinen Freunden wie auch von seinem Publikum. Seine Arbeiten und seine Lebensweise hatten ihm eine lebbarere Alternative eröffnet, die sich auf absehbare Zeit aber auch immer an den Verhältnissen reiben würde.

Mit dem Umbruch von 1989/1990 und dem Beitritt veränderten sich die gesellschaftlichen Zwänge und Freiheiten grundlegend. Das Interesse an der Kunst des Ostens, gerade an der Generation der zwischen 1940 und 1955 geborenen, war von kurzer Dauer. In der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen diese Künstler zum einen im Schatten der älteren Maler wie Heisig, Mattheuer, Tübke, zum anderen in dem der jüngeren Leipziger Schule. Dabei ist es gerade die Generation, der Olaf Wegewitz angehört, die mit ihrer Kenntnis beider Systeme und ihrer Distanz und Skepsis in beide Richtungen für mich am interessantesten und in ihren künstlerischen Arbeiten am überzeugendsten ist. Die Entscheidung für Huy-Neinstedt ermöglichte ihm auch nach 1990 Unabhängigkeit und Freiraum. Für einen Künstler wie ihn wäre es heute in Leipzig, Dresden oder gar Berlin unmöglich,

die monatliche Miete für Wohnung und Atelier aufzubringen.

Da die Zuspitzung der globalen Konflikte bei Strafe des Untergangs ein »weiter so!« nicht mehr zulässt, und es auch immer weniger möglich wird, diesen Vorgang zu ignorieren, entsteht auf gesellschaftlicher Ebene seit etlichen Jahren eine neue Sensibilität für grundsätzliche Fragen, die dem Zeitgeist nach 1990 abhandengekommen waren. Ein Ausdruck dieser Aufmerksamkeit ist heute die beinahe schon modische Begeisterung für die Pflanzen. Nach dem »animal-turn« in den Geisteswissenschaften gibt es nun den »plant-turn«. Wer allein die größeren Ausstellungen und Publikationen der letzten fünf Jahre aufzählen will, die sich unserem Verhältnis zur Pflanzenwelt widmen, wird nicht so schnell an ein Ende kommen.

Das 2016 publizierte und 2018 auf Deutsch erschiene Buch des Italieners Emanuel Coccia *Die Wurzeln der Welt – Eine Philosophie der Pflanzen* versucht die Philosophie vom Kopf auf die Füße zu stellen, oder besser, in ihrer Verwurzelung im organischen Leben zu zeigen.

Mit den Worten Coccias ist die Pflanze »die intensivste, die radikalste und paradigmatischste Form des In-der-Welt-Seins. Die Pflanze verkörpert die engste, die elementarste Verbindung, die das Leben zur Welt knüpfen kann.« Ein anderer, scheinbar entgegengesetzter Aspekt, den Coccia der Pflanze zuspricht, ist für die künstlerische Praxis bedeutungsvoll. Die

Pflanze »ist das klarste Observatorium, um die Welt in ihrer Gesamtheit zu beobachten.« Und dann, als kommentierte er die Arbeiten von Olaf Wegewitz: »Unter Sonne und Wind, ist ihr Leben eine unendliche kosmische Betrachtung, ohne Trennung von Gegenstand und Substanz; (...) Nie werden wir eine Pflanze verstehen können, solange wir nicht verstanden haben, was die Welt ist.«

Coccia beschreibt, was Olaf Wegewitz seit über vierzig Jahren praktiziert: die Betrachtung und Deutung der Welt durch die Pflanzen, durch den Umgang mit Pflanzen. Um das zu tun, vollzieht er etwas nach, was Coccia den Pflanzen zuschreibt: Er hebt tendenziell die Trennung von Gegenstand und Substanz auf. Denn wer es vermag, den Pflanzen die für seine Arbeit notwendigen Substanzen abzuhandeln, dem gelingt ein dem Menschen mögliches Einfügen in ihre Welt, der versteht sich selbst als ein Mitlebender.

In diesem Sinne sind die Bücher von Olaf Wegewitz keine schönen Bücher – auch wenn sie wunderschön sind –, und keine Kunst – auch wenn ich sie für große Kunst halte. Sie sind bis in ihre Bestandteile hinein Produkt wie auch Instrument von Erkenntnis und praktischem Handeln, das seinen Maßstab in nichts weniger findet, als im Leben, ja im Weiter- und Überleben von Natur und Zivilisation. Es ist, wenn man so will, ein den Notwendigkeiten angemessenes Handeln.

Wer diese Bücher in die Hände nimmt, kann dies mit allen Sinnen für sich selbst erschließen. Aber das braucht es tatsächlich, sie selbst in die Hände zu nehmen.

Diese Bücher entstehen in einer Zeit, in der die Buchseite ihre Vorrangstellung in der Wissensvermittlung an den Bildschirm abgegeben hat. Was die Bücher von Olaf Wegewitz ausmacht, lässt sich jedoch nicht am Bildschirm nachvollziehen – an dem ich diesen Text schrieb. Diese Bucharbeiten speichern Wissen durch ihr Material, ihre Bilder, ihre Schrift. Deshalb sind sie nicht durch Anderes ersetzbar. Und inkommensurabel ist auch das, was diejenigen erfahren, die sie in die eigenen Hände nehmen und sich mit ihnen beschäftigen.

Der Kunst von Olaf Wegewitz geht es nicht um die Proklamation des notwendig Anderen, sondern um den Vollzug jenes notwendig Anderen. Seine Kunst proklamiert nichts, nicht einmal die Hoffnung oder Sehnsucht auf eine andere Realität, sie ist schon diese andere Realität selbst. Sie ist die Ausbesserung des löchrig gewordenen Gewebes an der für einen Einzelnen erreichbaren Stelle. Olaf Wegewitz bereichert die Welt, und dies nun schon eine ganze zeitlang mit seinem Geist und seinen Händen. Der heutige Preis ist auch eine Geste, um ihm dafür zu danken.

Ingo Schulze, Schriftsteller, geboren 1962 in Dresden, lebt in Berlin.

Die vorliegende Laudatio hielt er am 9. September 2021 in der Musikhalle Ludwigsburg anlässlich der Verleihung des 27. Antiquaria-Preis an Olaf Wegewitz.

Olaf Wegewitz

Dankrede zur Verleihung des Antiquaria-Preises 2021

Lob und Dank dem Buche

DANKE,
dankend ich:
Morgens der Nacht und dem beginnenden Tag.
Dank dem Licht und dem Wind,
der sein Spiel hinter Blättern verbarg.
Danke den Vögeln für's Lied nach der Nacht.
Danke an die, die mit mir daran gedacht.
Dank denen, die das Wort mich gelehrt,
durch sprechen und hören
mein Wissen gemehrt,
den Frauen und Männern in der Flur
und am Tisch, die Zeit und Muße
fanden für mich.
Ich danke denen, die Nadel
und Faden erfanden,
Höhlen bemalten und Untaten bannten,
die lauschten den Liedern der eilenden Zeit,
sie zu wandeln in Bilder und Sprache.

GEDANKEN
Atem des Geistes in Schrift kondensiert,
zwischen Blättern geronnen,
als Text dort fixiert.

DAS BUCH
Die Blätter sind das Leben der Pflanze.
Kein Blatt gleicht dem anderen, sie fangen Licht,
um es in Leben zu verwandeln
Ich blättere im Buch, kein Blatt gleicht dem anderen,

sie fangen das Licht für Text und Bild.
Unverlöschbares Leben der Bücher.
Mein Handeln und Schauen eröffnet mir dies.
Ich durchquere Räume und Zeiten.
Das Buch spricht schweigend, oft sanft
und ohne zu zwingen von Wesen und Dingen.
Eine Skulptur, deren Teil wir sind,
an deren steter Verwandlung alle lesenden
und betrachtenden Menschen Anteil haben,
als würden wir uns über die Existenz
des Buches auch definieren können.

VERDANKEN

Nichts kommt allein aus uns.
Ich nahm das Buch und schloß es ins Herz.
Von wem ich es nahm, das weiß ich nicht.
Ich ahne, sie legten es mir in den Schoß.
Ich schöpfe Papier, einen tropfenden Bogen
und erfahre, was vormals geschah.
Ich weiß nun, was Schöpfung bedeutet.
Ahnung, Intuition, Respekt, Geschick
und höchste Konzentration.
Ich graviere Kupferdruckplatten mit der Radiernadel.
Der zarte Metallgrat leuchtet auf im Sonnenlicht
und verwandelt sich unter der Hand des Druckers
in eine tiefschwarze Linie auf dem Papier.
Sein Können und Wissen.

VERBUNDENHEIT

Ich falte Bogen um Bogen und denke an Zeitlosigkeit,
die Bibliotheken und wie alles Erhaltene
in der Zeit bleibt und immer zur Verfügung steht

oder unverfügt bleiben darf.
Ein Buch entsteht durch Verbinden der in Lagen
gefaßten Bögen. Lage um Lage kommt übereinander,
die Blätter berühren sich innig miteinander.
Ich denke an die Verbundenheit von allem,
der Seiten und Worte, der Bilder und Orte und
schließlich mit mir.
Meine Aufmerksamkeit zuwendend,
verbinde ich mich allem, dem diese gilt,
eine Zeit lang.
Es wirkt dann wie beseelt und spricht zu mir,
wie das Buch im Wortsinn durch Wörter und Bilder.

AUFBLÄTTERN

Das Buch, verschlossen von Deckeln, Beschlossenes
in sich verbergend, Körper und Raum zugleich,
eröffnet sich mir, indem ich es aufschlage.
Der Buchraum, von Texten und Bildern durchwebt,
erscheint wie von Erinnerungen erfüllt
und wird ein Teil von mir.
Blättern entdecke ich bekannte und unbekannt
Regionen. Eilend, verweilend und gelassen
oder aufgereggt besichtige ich es.

BEDANKEN

Für die meiner Bucharbeit gewidmete
Aufmerksamkeit, welche die Verleihung
des 27. Antiquariapreises zum Ausdruck bringt,
bedanke ich mich, wie für die Worte der Jury,
die so knapp und schön meine Idee vom Buch
beschreiben.
Ich danke denen, die den Preis ermöglichen

und mir so zu weiterer Bucharbeit verhelfen.
Allen denen, die meine Bücher lieben
und mit denen ich darüber spreche, danke ich.
Auch meiner Frau und den Kindern.
Dankbar bin ich Ingo Schulze,
daß er diese soeben gehörte Preisrede
so eindrucksvoll preisend verfaßt hat
und uns allen vortrug.

DANKE!

*Olaf Wegwitz, Buchkünstler, geboren 1949 in Schönebeck an der Elbe, lebt in Huy-Neinstedt.
Die vorliegende Dankrede sprach er im Anschluss an die Laudatio von Ingo Schulze am 9. September in der Musikhalle Ludwigsburg.*

Herausgegeben vom »Verein Buchkultur e. V.«

Erschienen im Februar 2022

in einer Auflage von 120 Exemplaren

Typografie Rainer Leippold

Herstellung Eckermann Printservices

© Alle Rechte bei den Autoren